

Das schiefe Bild vom Medienrevolutionär

Mainz feiert den 600. Geburtstag Johannes Gutenbergs

Jede Zeit hat in Johannes Gutenberg gefunden, was sie suchte: sich selbst. Heute versucht die Zeitgeisterei den Erfinder des Buchdrucks zum Kommunikationsstrategen und Medienrevolutionär zu stilisieren. Gegen solche Versuche rhetorisch erzwungener Aktualität hilft ein Gang durch das wiedereröffnete Gutenberg-Museum.

Den Humanisten galt er als Retter, dessen Erfindung des Buchdrucks «sehr viele griechische und lateinische Autoren für alle Zeiten vor dem Untergang bewahrt hat». Die Aufklärer rühmten in ihm den «Lichtbringer», die französischen Revolutionäre von 1789 priesen den «ersten Medienrevolutionär und Wohltäter der Menschheit». Im Vormärz wurde Gutenberg zum Synonym für Pressefreiheit, die Obrigkeit des Kaiserreichs betrieb mit ihm nationale Heldenverehrung, und das Bürgertum brauchte den findigen Patriziersohn, um sich die kulturelle Überlegenheit bürgerlicher Tugenden über Adel und Klerus zu bestätigen.

Situierung im Kontext

Zeitgenosse Gutenberg? Ist er «der Mann, der ewig lebt», wie das 19. Jahrhundert sang (auf die Melodie von «God save the King»), ein Genie von beständiger Gegenwart? Mainz begeht gerade sein Gutenberg-Jahr; zwölf Monate lang feiert die Stadt am Rhein den 600. Geburtstag ihres «grössten Sohnes», der irgendwann zwischen 1393 und 1404 – Urkunden darüber gibt es nicht – geboren worden ist. Vier Sonderausstellungen, auf mehrere Museen verteilt, situieren Gutenbergs Projekt einer Verbindung von «Aventur und Kunst», von unternehmerischem Wagemut mit handwerklichem Können, im historischen Kontext. Sie rekonstruieren das Verhältnis von Künstler und Auftraggeber im 15. Jahrhundert, veranschaulichen die einzelnen Schritte der Buchherstellung, rücken die dazu notwendigen Rohstoffe und ihre Verarbeitung ins Bild und präsentieren endlich auch – im sanierten und um einen Neubau erweiterten Gutenberg-Museum – die Werke selbst.

Triumphal geriet die Säkularfeier des Jahres 1900, die den Anstoss gab zur Gründung des Gutenberg-Museums und des Gutenberg-Fördervereins. Aber während es vor hundert Jahren noch halbwegs legitim gewesen sein mochte, Gutenberg in die eigene Gegenwart herüberzuziehen, verbieten heute der Stand der Technik und die Einsichten der Geschichtswissenschaften seine frohgemute Vereinnahmung. Mittlerweile

gehören Letternguss, Bleisatz und die im Hochdruckverfahren arbeitende Druckerpresse der Vergangenheit an. Und deutlicher als damals sieht heute die Forschung, dass Johannes Gutenberg nicht einfach den Fortschritt verkörpert. Er ist nicht der Vertreter der Neuzeit, der das Mittelalter überwand. Besser beschreibt man ihn als Kind einer historischen Grenzscheide, als Gestalt, deren Schaffen den Geist der Tradition mit dem des Umbruchs vereint.

Gutenberg gewinnt in dieser Betrachtung an Komplexität; zugleich aber rückt er uns dadurch nicht näher, sondern ferner, was all denen nur missfallen kann, die emsig bestrebt sind, diesen Ahnherrn aller abendländischen Buchdrucker als «anschlussfähig» für moderne technologische Trends darzustellen. So reichte es denn auch den Mainzer Verantwortlichen nicht, Gutenberg in Anlehnung an das *Ranking* zweier amerikanischer Autorenehepaare als «Man of the Millennium» zu ehren. Auf Fahnen und städtischem Briefpapier wird der Slogan von einem überdimensionalen «g» dominiert, dessen für jedermann erkennbare digitale Rasterung optisch suggeriert, was populär gefasste Medientheorien gern behaupten: dass Gutenberg und Bill Gates im Grunde das gleiche tun. In beiden Fällen gehe es darum, Information in ihre Elemente zu zerlegen und diese dann zu Sinneinheiten neu zu kombinieren. Was in der Schwarzkunst die einzelnen gegossenen Lettern, seien in der modernen Informationstechnologie Bits und Bytes.

Dies sei die «Grundtatsache», meinte jetzt der Mainzer Oberbürgermeister in einer Festrede und nannte Gutenberg «den Begründer der Medienkommunikation». Aber die zugrundeliegende Analogie ist schief, und sie wird auch dadurch nicht passend, dass der Inhaber des Gutenberg-Lehrstuhls in Mainz sie unterstützt. Was Stephan Füßel als «ebenso einfach wie genial» an Gutenbergs Erfindung herausstreicht – Texte «in ihre kleinsten Bestandteile, d. h. in die 26 Buchstaben des lateinischen Alphabets» aufzulösen und die Einzelletern neu zu Wörtern zu ordnen –, ist

schlicht in der Natur von Alphabetschriften angelegt. Und nimmt man den Druck der 42zeiligen Bibeln, Gutenbergs Meisterwerk, dann liefert Füssel nicht nur eine irreführende Wertung, sondern bereits eine falsche Beschreibung. Ihr gemäss hätte sich Gutenberg damit begnügen können, zweimal 26 Schriftstempel zu schneiden (ein Alphabet Grossbuchstaben, ein Alphabet Kleinbuchstaben). Den Setzkasten des Erfinders füllten aber nicht 52, sondern rund 290 Schriftzeichen: Zu den Standardtypen kamen Abkürzungen (Abbreviaturen), Ligaturen, Anschlussbuchstaben und Nebenformen. Wo spätere Setzer mit einem kleinen «e» auskamen, hatte er zehn verschiedene, und allein das kleine «r» gab es sechsmal.

Wozu der Aufwand? Mit seinem Typenmaterial gelang es Gutenberg, die zu setzenden Zeilen perfekt auszuschliessen. Die Wortzwischenräume sind gleichmässig, kein weisses Loch stört das harmonische Satzbild der Kolumnen – die Seite sollte aussehen, als habe ein mittelalterlicher Kopist sie geschrieben. In der jetzigen Sonderschau des Gutenberg-Museums wird diese Orientierung an der Ästhetik der Tradition evident. Bei manchen Drucken, zumal bei den reich geschmückten Messbüchern der Inkunabelzeit, muss man schon sehr genau hinsehen, um sie nicht mit illuminierten Handschriften zu verwechseln. Die Schriftschnitte der Lettern sind nach den alten, handschriftlichen Formen gearbeitet, und auch der Buchschmuck ist der herkömmliche: Illustrationen in spätmittelalterlichen Farben, die von Miniaturen zwischen den Text gemalt wurden; buntes Rankenwerk in den Marginalspalten; Initialen, Kapitelüberschriften und -anfänge in Rot und Blau, eingefügt von Rubrikatoren.

Es hat etwas tief Anrührendes, die Werke aus der Kindheit des Drucks vor Augen zu bekommen. Das gilt keineswegs nur für die Prachtwerke, allen voran die beiden Mainzer Exemplare von Gutenbergs Bibeldruck, die erkennbar von verschiedenen Rubrikatoren ausgestattet worden sind (ein Umstand von Bedeutung, denn das Rubrizieren und Schmücken, wodurch nach mittelalterlichem Verständnis ein Buch erst vollständig wird, macht viele Frühdrucke zu Unikaten, ihrer Herkunft aus dem seriellen Druck zum Trotz). Zu fürchten allerdings steht, dass sich die Aura der Wiegendrucke nur Eingeweihten erschliesst. Die Sonderschau im Gutenberg-Museum, zu der über 90 Leihgeber Objekte beigesteuert haben, bestätigt einen alten Satz: Man sieht nur, was man kennt – und hier sieht man nicht einmal gut, denn die Beleuchtung ist schonend schwach, und Glaskästen halten die Be-

trachter auf (manchmal übertrieben grossen) Abstand.

Helligkeit hingegen empfängt den Besucher im Erweiterungsbau, wo er zugleich mit anderen Räumen auch eine andere Atmosphäre betritt. Zeugnisse zur Geschichte des Papiers, das über die islamische Welt aus China zu uns gekommen ist, und zur ostasiatischen Typographie füllen auf zwei Etagen die Vitrinen. Bedeutend früher als in Europa, vermutlich schon gegen Ende des 6. Jahrhunderts, hat man in China mit Holztafeln gedruckt und damit Einblattdrucke und Blockbücher produziert, Bücher, für deren Seiten Schrift und Bild zusammen in Holz geschnitzt und dann blockweise abgedruckt wurden.

Koreas Primat, Gutenbergs Leistung

Den Schritt zum Druck mit einzelnen Schriftzeichen, für den man in der westlichen Welt Gutenberg so rühmt, tat in den vierziger Jahren des 11. Jahrhunderts der Chinese Bi Sheng. Indessen erwiesen sich seine Lettern aus gebranntem Ton als wenig konturscharf und als zu instabil, auch stand einem durchschlagenden Erfolg die Vielzahl der chinesischen Bilderschriftzeichen im Wege. Die ersten, die mit Metallettern gedruckt haben, sind Koreaner gewesen – nachweislich seit 1232. Und als 1430 die königliche koreanische Druckerei Lettern in einer neuen, die traditionellen Bildzeichen ersetzenden Alphabetschrift goss, da verfügte Johannes Gutenberg zwar bereits über ausgereifte metalltechnische Kenntnisse, dürfte aber kaum schon mit der Kunst des Druckens beschäftigt gewesen sein.

Gutenberg hat den Buchdruck mit vielfachen Lettern zur Praxisreife geführt. Als erster erfunden, wie es in der westlichen Welt die Legende will, hat er ihn nicht. Doch schmälern die koreanischen Vorläufer seine Verdienste nicht. Selbst wenn er, was im übrigen durch nichts belegt ist, eine koreanische Druckprobe – sei's als Blatt, sei's als Buch – gesehen hätte, hätte ihm dies doch nichts über den dazu nötigen typographischen Apparat verraten. Er musste alles selbst erfinden oder vorhandene Werkzeuge für seine Zwecke umfunktionieren und hat dies mit wahrhaft ingenieurem Genie getan: die Bleilegierung, das Giessinstrument, den Winkelhaken, Setzkasten und Satzschiff, die Druckfarbe in ihrer speziellen Mischung, die zur Tiegeldruckpresse modifizierte Spindelpresse der Weinbauern... Man muss Johannes Gutenberg rühmen, man darf ihn feiern, nur zum singulären Erfinder oder neomodisch zum Medienkommunikator stilisieren sollte man ihn nicht.

Joachim Güntner

Die Ausstellung «Gutenberg. Aventure und Kunst» dauert bis

zum 3. Oktober. Der Katalog kostet DM 49.-.